

Energie, alle Nervenkraft, alle wilden Instincte der bösen humane und auch alles Hoffen, aller Lebensmuth, alle Träume von Macht, Glück und Größe herauszuschleudern. Doch das gilt nur für den großen Augenblick. Gleich darauf hatte alle Welt mit sich zu thun. Einzelne Herren von etwas verächtlichen Mäthern, „professeurs des lettres“ wie sie sich nennen, Schriftler und Inhaber unfehlbarer Spielpläne, gleiten lagte an die neuen Besucher heran und verleitete ihnen gegen eine geringfügige Summe einen Plan, mit dem man in einer Woche zweihunderttausend Millionen Franken gewinnen müßte. Die älteren Spieler läßen vor ihren Vätern und notiren mit langen Nadeln Nummer und Farbe, still und unbedroffen seit langen Monaten den unmaßsiblichen Nommeren, wo sie die „Belle“ erwürgen werden. Dem Spieler ist nämlich sein Glück ein lebendes Wesen, irgend ein hinterlistiges, wildes, graulames Wesen, das denkt und sieht und rechnet und lauert, das seine „Clientel“ feint und seine kleinen Clientellen beizt, kurzum ein Wesen, dem beizukommen ist, nicht aber ein blindes taubstimmes Verhängniß, gegen das man wie mit dem Kopf gegen die Wand rennt.

Bannum als Wohlthäter. Bannum hat, auch sonst freigeig, wo es galt gemeinnützige Angelegenheiten zu fördern, besonders an seinen langjährigen Wohnort Portland (Connecticut) das Andenken eines öffentlichen Wohlthäters hinterlassen. Seine Einrichtungen an die Gemeinde sind zahlreich und nachvoll, aber die Krone hat er in seinem letzten Lebensjahre wieder verdienstlichen Thun aufgesetzt, indem er den wissenschaftlichen Gesellschaften der Stadt einen großen Bauplatz und das nöthige Geld zur Errichtung eines großen zweifachen gemauerten monumentalen Gebäudes überwieß. Schon ist der Bau begonnen und verspricht ein prächtiges Denkmal für den Gemeinnutz seines Stütztes zu werden. Das Gebäude erhält reichen ornamentalen Schmuck, u. a. einen Fries, der in fünf Feldern die Geschichte der Stadt von den Kolonialzeiten bis zum heutigen Tage darzustellen soll. Am unteren End werden Vorden eingedrückt, deren Niederschlag die Kosten der Unterhaltung zu tragen bestimmt ist; die oberen Stockwerke sind für die Sammlungen, Hörsäle und Arbeitsräume der wissenschaftlichen Vereine bestimmt, und auf dem Dach wird eine Sternwarte errichtet werden.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Zahresversammlung der Schafspeare-Gesellschaft zu Weimar am 23. April 1891.

Die Versammlung war durch die Anwesenheit Ihrer Königl. Hoheiten des Großherzogs, der Frau Großherzogin, des Erbprinzen und der Frau Erbprinzeßin ausgezeichnet.

Der Präsident der Gesellschaft, Hr. Geh. Rath Dechsfauer, dankte den höchsten Herrschaften für ihr Erscheinen. Derselbe erstattete den Jahresbericht, aus welchem ihr folgendes entnehmen: Durch den Tod verlor der Verein Hrn. Alexander Ellis, dagegen hat er 60 neue Mitglieder gewonnen. Die Einnahme hat sich von 1023 auf 1675 M. erhöht und das Vermögen der Gesellschaft beträgt gegenwärtig 17,870 M. Mit man auch schon in wissenschaftlichen Kreisen längst zu der Erkenntnis gekommen, welche Schönheiten Schafspeares Schöpfungen enthalten, so ist die Verbreitung noch nicht weit genug im deutschen Volke vorgebracht, der Grund davon habe hauptsächlich darin gelegen, daß die Anschaffung zu teuer sei. Die Gesellschaft habe es daher unternommen, eine Volksausgabe der dramatischen Werke Schafspeares (eine verdienstvolle Arbeit des Hrn. Präsidenten) in einem Bande zu veröffentlichen, welche für nur 3 M. zu haben sei, und mit dem heutigen Tage werde diese zum erstenmale ausgegeben.

Zum nächsten Versammlungsort wurde wieder Weimar gewählt.

Dr. Dr. Rudolf Göneé aus Berlin sprach sodann über: Die scenischen Formen Schafspeares und ihr Verhältnis zur Bühne. Alle Verehrer Schafspeares sind darin einverstanden, daß seine Dramen, so vorzüglich sie auch sind, doch in ihren früheren Formen nicht aufzuführen sind, theils wegen Aenderung des Geschmacks und der Wohlthatigkeit, andererseits wegen der scenischen Einrichtung. Ueber die altenglische Bühne wird folgendes erwähnt: eine fest verankerte Bühne für jeden beliebigen Schauspiel anstehende Architektur wurde für die Hintergründe war eine Vertiefung gemauert. In der Mitte des Hintergrunds war eine Vertiefung durch einen Vorhang abzuschließen. Ueber dieser Vertiefung nach dem Hintergrunde zu befand sich eine Loge, deren zu schließende dem Zuschauer eine Veränderung des Schauspielers ohne Schmelztheit andeuten konnten. Wie diese Vertiefung für den schnellen Gang zu verwenden war, läßt sich leicht nachweisen. Die Angaben des veränderten Schauspielers stammen erst von den kritischen Herausgebern des vorigen Jahrhunderts. In den ältesten Ausgaben heißt es beim

Schlusse einer Scene nur exist oder essent. Erst nach und nach wurden die Stücke in Akte und diese in einzelne Scenen eingetheilt, die Veränderungen des Schauspielers angebracht. Das man den Wechsel der Scenen durch Anhängen von Tafeln erkennen machte, ist nicht als allgemeiner Brauch zu erachten, da man im Gegenheil sich darüber mehr in ironische Bemerkungen erging. Die Decorationsstücke waren nur Anbendungen, sie lehnten sich aber an die bestehende Einrichtung der Bühne an. Die scenische Kunst nun des neuen Theaters ist ein fremdes Element, welches sich mit dem Geiste Schafspeares nicht verbinden kann. Goethe ist sich dessen wohl bewußt und er hat daher Nachsch nur in Schiller's dichterischer Umordnung gegeben, Romeo und Julie ziemlich eingreifend umgestaltet. Nach dem Goethe'schen Theatervertrage von 1791-1817, welches zu Ehren der Säcularfeier von Archibald Dr. Burkhart trefflich bearbeitet worden ist, sind in dieser Zeit 10 Schafspeare'sche Stücke theils nach Schiller'scher theils nach Schröder'scher Uebersetzung angeführt worden. Im Jahre 1808 ist sogar Julius Götter nach Salzberg's Bearbeitung benutzt worden und dabei ist eine Scene aus Coriolan aufgenommen worden. Redner nennt nun für das seiner Anregung durch Hrn. Generalintendanten v. Berial eingerichtete Schafspearebühne zu München zu sprechen, welche aber nur als ein Kompromiß zwischen der alten Schafspeare'schen Bühne und den Anforderungen der neueren Zeit anzusehen ist, und ein bloßes Experiment sein sollte, eine Bühneneinrichtung, welche es ermöglichte, die Schafspeare'schen Dramen in ihrer Schönheit vorzuführen, ohne ihren Gemalt anzutasten. Eine solche Bühne bringe begeisterte Zustimmung hervor, ein Schafspeare'sches Drama würde völlig ungehört. Am kürzesten ist der Erfolg weniger bei den großen romantischen als bei den englischen Stücken, namentlich bei Heinrich IV. und bei den Lustspielen. Der Ausstattungszusatz liegt jedoch im Auge unserer Zeit. Vollständig ist Schafspeare nicht darzustellen, das beweisen die Erörterungen von Dechsfauer in der Einleitung der von ihm bearbeiteten Ausgabe. Alle Verehrer Schafspeares wissen zu wünschen, daß der englische Dichter im Repertoire der deutschen Bühnen einen festen Platz hat. Seine Eigennart werden wir wohl nur in der Vorstellung unseres Geistes kennen können. Hatte Schafspeare nicht die Bühne gehabt, die ihm alle Freiheit seines schaffenden Geistes gestattete, er hätte gar nicht der gewaltige Dichter werden können, als welchen wir ihn lieben und bewundern. — Der Hr. Präsident dankte dem Redner für den vortheilhaften Vortrag und schloß mit dem Wunsch eines frohen Wiedersehens für das kommende Jahr in Weimar. Vorstand, Ausschuss und Sekretäre waren an großherzoglichen Tafel geladen. Als Schlussvorstellung im Hoftheater wurde Wilhelm Bruch's Christoph Marlow unter Anwesenheit des Dichters gegeben.

** Nach einer uns aus Wiesbaden vom 23. April zugehenden Meldung, welche dem „Wiesbadener Kurier“ aus Rand zugegangen ist, letzte gestern d. 22. d. M. die Eröffnung des Wiesbadener Festivals die Grundsteinlegung auf den 18. Juni, den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo, fest.

— Die Philosphische Gesellschaft in Berlin stellt folgende Preisfrage: Das Verhältnis der Philosophie zu der empirischen Wissenschaft von der Natur. Die Bemerkungsdritten sind in der deutschen, französischen, englischen oder lateinischen Sprache abzufragen. Die Arbeiten müssen bis zum 1. April 1893 abgeleitet sein. Der Preis beträgt 1000 M., welche dem Verfasser der besten als würdig befundenen Arbeit im Januar 1894 ausgezahlt werden. Vorsitzender der Philosophischen Gesellschaft ist Dr. Adolf Daxton, Professor. Friedmann, Mittelstraße 42.

?? Wu happa, der berühmte Direktor der syrtinischen Kapelle, ist von Rom, wie man uns aus Rom schreibt, zum Commandeur des Ordens Gregor des Großen ernannt worden.

h. Berlin, 23. April. Auch der erste schöne Frühlingstag hat Hrn. Friedrich Haase und dem „Felling-Theater“ ein ausverkauftes Haus gebracht. Der beliebte Gott spielte mit der alten Virtuosität vier Einakter: „Die Furcht vor der Freude“ von Frau v. Girardin, „Wattenommer“ von Meilhar und Halden, „Eine kleine Gefälligkeit“ von Schuiffa und zum Schluss natürlich „Eine Partie Wiener“ von Fournier und Meyer. In diesen Paraden verleben, ist Haase auch in Halle hinfänglich bekannt; seinen kleinen, erzählenden Künsteln flakt das anspruchsvolle Publikum heute noch gern Beifall.

— Aus Paris wird geschrieben: Der neue Oberdirektor Bertrand verfügt über ein Betriebskapital von 900,000 Frs., von denen 400,000 Frs. von ihm selbst stammen und 500,000 Frs. von 20 Abonementen der Oper gestammt sind.

— Sudermann's „Sodoms Ende“ ist in Rom vollständig durchgefallen.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 95.

Halle a. S., Sonnabend den 25. April

1891.

[2]

Unter der Asche.

Roman von F. Feldheim.

„Und nun ist zuletzt dein Vater gekommen,“ fuhr sie mit warmem Ton fort. „Als ich ihn zuerst sah — ich hatte an dem Tage die Trauer abgelegt und ich ging einmal wieder, eine Dorette zu hören — also ich sah ihn, wie er so dastand neben jenem alten Freunde, dem Major v. Schütz, der auch mein alter Verehrer und Freund war, und da lachte ich und nannte ihn gleich im Stillen den Kanari, der Europas übermächtige Höslichkeit nicht kannte, und den Major fragte ich auch nach dem Kanari, und die ganze Zeit mußte ich immer nur nach ihm sehen.“

Da habe ich zum erstenmal seit den Tagen des Grafen Winstein einen Mann lieb gehabt.“

„Nur v. Taura lachte vergnügt und meinte nachdrücklich: „Man sagt immer, es läßt sich nicht aus, wenn alte Leute zärtlich miteinander sind, aber wenn der Papa so glücklichlich dich ansieht und so ritterlichen Anstandes dich läßt, dann vermisse ich noch nie die Würde, die ihn immer umgibt, so lange ich denken kann.“

„Alte Leute! Du unhöfliches Kind! Man ist jung, so lange das Herz jung ist,“ scherzte Adriana.

So blieben sie plaudernd und lachend zusammen, die Stiefmutter und die Stieftochter; nichts störte das beiderseitige Wohlgefühl, als ab und zu für Aliz so peinliche übermäßige Aufschau, dieser Soubrtananstand, diese Ausdrücke und kalauer Adriana's, welche für die vornehme Natur der Stieftochter jedesmal ein Mühenstreich waren.

Auch dies alles gab sich nur wie eine Unart, ein jedes Sichgebenlassen, welches minder feinsinnige Naturen kaum berührt haben möchte.

Aliz v. Taura dagegen durchdrangte es jedesmal wie ein Schreden, und einem Spensel gleich trat drohend das Urtheil der Gesellschaft vor sie hin. Dazwischen flüsterie ihr eine geheime Stimme zu: so hätte sie selbst niemals über eine ernste Augenblinde sprechen können wie Adriana es that! Nichts machte ihr den Unterschied ihrer beiden Naturen deutlicher als diese Erzählung. Aber gleich darauf, wie zärtlich, wie während lang es, als sie von dem alten Vater erzählte, dessen ordinäre Manieren und Denkweise die Liebe seiner Tochter nicht beeinträchtigt hatten!

Alle diese heimlichen Gedanken gingen durch ihren Kopf, während sie mit Adriana stundenlang plauderte, ihrer Toilette zusah, mit Schreden und weit angeführten Augen bemerkte, wie diese ganz ungenirt sich schminnte und dabei ihr einen Vortrag hielt über die Pflichten der Braut, immer so schön wie möglich zu sein. Wie sehr ihr Herz auch widersprach, wie entschieden ihre Ueberzeugung sich aufleuchtete gegen solche Ansichten, Adriana lachte sie nur gutmüthig aus, machte sich so hüßlich, daß Aliz sich fast selbst in sie verliebe, und verdröbelte Stunden damit, ihrer Stieftochter den schier unermesslichen Vorrath von Spitzen und Schleifen, Schmuß und Band zu zeigen, den sie beah und von dem sie das Schönste der großherzigen Aliz schenkte, bis diese ihr vor Schreden und Verlegenheit energisch Einhalt that.

„Und das ist nun alles für Emd!“ seufzte sie tragisch dahins.

Aliz lachte zu ihrem Jammer. Emd war ihr die Heimath, das Eigentum der Taura's; über dies Faktum hinaus waren ihre Gedanken nie gegangen.

„Wir müssen sofort einen Gärtner kommen lassen, dies Ding von einem Schlossherrn ist tragikomisch,“ sagte später die Stiefmutter.

Adriana dachte nicht im Traume daran, Aliz zu verlegen, und diese blieb ihr inneres Unbehagen über diese unglücklichen Urtheile zurück und wandte sich mit ihren Gedanken der Aussicht zu, welche ihren jahrelangen Wünschen gerecht zu werden versprach; denn sie war zu gerecht, um Adriana nicht zu begreifen.

„Wir haben den Fluß am Garten entlang, die Mühle am Ende desselben, unsere schönen, alten Bäume sind ein wahrer Schatz für eine neue Gartenanlage. Komm, Adriana, wir wollen hinab und einen vorläufigen Plan machen!“ schlug sie lebhaft vor.

Und wie zwei gute Freundinnen, die sie waren, gingen sie hinab, durchwanderten Arm in Arm den Garten, und Aliz war bald Feuer und Flamme für die Gartenanlage. In der Küche gab man ihnen nach.

„Na, Gott sei Dank, die gnädige Frau und das gnädige Fräulein sind ja ganz gut miteinander, und was meine Tante von ihrer Gräfin gehört hat, die Gnädige wäre von nichts Rechtem“ her, das ist gewiß eitel Lüge; die geht ja so vornehm einher. Solche Kleiber hat man hierzulande noch nie gesehen!“ betratete die Hauskammerin, und die „Gnädige“ fand Gnade vor dem ganzen Küchenpersonal.

Während die beiden Damen so in bester Stimmung ihren Morgen verlebten, sollte von der Stadt her auf der guten Chaussee ein Wieswagen dem Dorfe Gind zu, hielt vor dem Wirthshaus an und heraus stieg ein Herr, welcher, hager und groß, mit eigenthümlich erzeugten Blicken und Mienen sich schon während der Fahrt öfter suchend und erkennend in der Gegend umschau, und der jetzt, ehe er in das Wirthshaus trat, eine Strecke weit in das Dorf hineinzing und dort vor einem Hause stehen blieb, dessen Giebel mit Kirchengeweihe getränkt war. Es kam ihm vor, als hätte er früher hier ein Haus um das Haus gefunden, der Garten schien vergrößert, aber er war wohlgepflegt wie damals. Es lag mit dem goldenen Sonnenschein ein ruhiger Friede über dem Hause und dem Garten mit seinen vielen Blumen, die sämmtlichen Gardinen an den besten Fenstern, die große Sauberkeit überall machten einen behaglichen behaglichen Eindruck.

Unbegreiflich lehnte der Fremde an dem grünen Gartengitter. Was in dem Manne vorgehen mochte, verrieth keine Silbe, kein leise gemurmertes Wort, aber die Bewegung seines Innern malte sich in den durchdringenden, tief gesuchten Zügen, und die eigenthümlich klaren Augen schienen senkt zu werden.

Dann ging er langsam und nachdenklich zurück nach dem Wirthshaus, wo der Kutscher ausgehoppelt hatte, und fragte den Wirth:

„Wer bewohnt jetzt die Oberförsterei?“

„Oberförsterei?“ fragte derselbe zurück. „Er war ein junger Mann, der hier noch fremd war, da er erst vor kurzen die Tochter der Wirthin geheiratet hatte.“

„Ah, so —!“ begann er sich dann, „darin wohnt jetzt für den Sommer ein Schachspieler zur Wirth.“

„Und wem gehört das Haus jetzt?“

„Der Rechtsanwält Forberg in der Stadt hat es vor mehreren Jahren gekauft. Die Oberförsterei ging vor längeren Jahren ein. Jetzt kommt der Herr Forstmeister nur zur Inspektion.“

„Haben Sie wohl von einem früheren Oberförsterei Diethelm gehört?“ fragte der Fremde.

Der Wirth wußte nichts von einem Mann dieses Namens. In die Thür tretend, rief er indes seine Schmiegermutter herbei, und diese, eine halb häuerlich, halb häuerlich gekleidete Frau, trat ein.

Mit scharfem Blick musterte der Fremde sie, als suche er Bekanntes in ihren Mienen, doch vergebens. „Mutter, der Herr will wissen, ob da ein Oberförsterei Diethelm gewohnt?“

Und dabei zeigte der Wirth durch das Fenster nach der Richtung, und sie begriff auch sogleich.

Bir die Redaktion verantwortlich: H. R.; Klerik: Herrling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. 6.



„Oh ja, ja! Ich war damals ein Kind! Natürlich! — Das war ja zu der Zeit, als die Revolution in Emden war und —“
 „Lebt der Oberförster noch?“ unterbrach der Fremde die Frau.
 „Nein, der ist schon lange tot! Aber die Tochter lebt noch! Das arme Fräulein! Ihr Bräutigam sollte hier den Amtmann umgebracht haben. Nachher hat sie keinen anderen gemocht.“
 „Die Tochter? Sie ist —? Sie lebt noch hier? Hat sie denn nicht den Fortasseffor Mahler geheiratet?“ fragte der Fremde so häufig, daß gar keine Antwort erfolgen konnte. Es kam der Wirtin vor, als ob seine Augen sonderbar flimmerten.
 „Ja, das Fräulein Märchen lebt noch hier, sie hat es ja nicht besser haben wollen! Könnte längst Frau Forstmeister Mahler sein! Nun hat sie beim Küster zwei Stübchen und eine Kammer gemietet und giebt den Dorfkindern Nachschule, zum Zeitvertreib, sagt sie, denn sie nimmt keine Bezahlung. Die Leute bringen ihr aus Dankbarkeit wohl ein paar Eier, ein Hühnchen oder Butter, das nimmt sie auch, aber das Meiste verweist sie wieder an Kranke.“
 „Der alte weißköpfige Herr stand ganz still und lauschte noch als sie schon schwieg.“
 „Sie ist nicht verheiratet!“ sagte er dazwischen wieder vor sich hin. Dann fragte er, warum sie denn den Fortasseffor nicht geheiratet habe?
 „Ja, der Fortasseffor habe das Fräulein sehr lieb gehabt, und der alte Herr, der Oberförster, hätte ihn gern genug zum Schwiegersohn genommen. Alle Welt hatte auch schon von Hochzeit geredet, aber Fräulein Märchen habe nicht Ja dazu sagen wollen,“ erzählte die Wirtin.
 „Aber darf ich dem Herrn nicht ein Stüchchen Schinken braten und ein paar Eier?“ unterbrach sie seine Gedanken dann. Er schüttelte abwehrend den Kopf.
 „Leben von der Familie v. Fußgart noch Angehörige hier?“ fragte er ebenso interessiert weiter.
 „Ja, freilich! Die Frau v. Fußgart selbst lebt hier noch und wohnt im Kloster; da hat ihr die Regierung einen Unteroffizier gepaart in ihrem Unglück, bis sich ein Käufer für den alten Stenpfeben findet. Was jetzt hat sie Ruhe gehabt. Da hieß es neulich, es sei ein Savarden gekommen, daß ein Amerikaner das Kloster an sich gebracht habe.“
 „Und wohnt die Frau?“ fragte der Fremde weiter.
 „Vermögen sollen sie nie gehabt haben, und das ganze Geld, was ihr Mann in Papieren von der Regierung in Händen hatte, das ist mit ihm selber weg — verschwunden — kein Mensch weiß, wohin. Es heißt —“
 „Und nie hat man eine Spur von — von dem Unglücklichen gefunden?“ unterbrach der Fremde die Frau.
 „Sie meinen, der ihn umgebracht haben sollte? O, der ging nach Amerika! Sie haben ihn nichts anhaben können.“
 „Ich meine den Herrn v. Fußgart,“ rief der Fremde gereizt und ungeduldig.
 „Der? Nein, nie wieder!“ antwortete sie, befürtzt über den gerien Bild und den Ton ihres Gastes; was hatte sie denn verlesen, daß er so aufstöhre?
 Der Fremde hatte sich schon wieder besonnen, starr mit der braunen sehnigen Hand über sein weißes, volles und leichtgelecktes Haar und dann über das glattritzige Gesicht, als wolle er da etwas nachweisen, was ihm vor den Augen stand.
 „Es waren zwei Söhne da — bei den Fußgarts! Wo sind sie?“ fragte er weiter. Es fiel Mutter und Sohn auf, daß seine Stimme schwante und seine Stirn sich mit tiefer Röthe bedeckt hatte.
 „Der eine ist nach Amerika gegangen; die Leute sagen sogar,

er hatte eine Liebe zu unserer Baroness, aber weil sie beide ohne Vermögen waren, mußten sie sich wohl darin scheiden, und so ging der Leo nach Amerika. Der andere Bruder hat indert; sie sagen, der Baron hätte das Geld dazu gegeben, und gutherzig genug ist der gnädige Herr auch, und jetzt soll der junge Herr ja kürzlich in der Stadt bei unserm Fürsten angestellt sein.“
 „So —? Und die Mutter lebt also hier noch?“
 „Ja, sie hat immer weg gemocht vom Kloster; sie ist eine alte kränkliche Dame und hätte sie das Fräulein Märchen nicht —“
 Der Fremde nahm seinen Hut.
 „Bereiten Sie mir ein Mittagessen!“ sagte er im eiligen Wegegehen.
 Mutter und Sohn blickten ihm nach.
 „Ein wunderlicher Herr! Er kannte hier die Gegend schon es; war sicher vor langen Jahren einmal hier gewesen. Wer konnte es nur sein?“
 „Sieh nur, da steht er auf der Brücke und guckt sich die Worte an. Was er da wohl zu sehen hat?“ sagte der Schwiegersohn.

Die Dorfstraße war nicht lang und lief geraden Weges auf das Kloster und das Schloß zu, aber zwischen dem Dorf und diesen beiden war noch jetzt ein breiter Graben, der aus dem Fluße gespeist wurde, und über denselben führte eine steinerne Brücke durch ein festes Thor. Auf dem Rundbogen erhob sich der niedrige dicke Thurm, rechts und links lagen zwei Wohnungen, einst die des Förstners und eines bewaffneten Klosterwächters, jetzt die Behausung des alten Hüter, des Nachtwächters für Schloß und Dorf, der sich mit seinem Viehstande einer Kuh, zwei Ziegen und einer Anzahl Hühner in die Räume getheilt hatte.

Während die Wirtin und ihr Sohn neugierig den Gast beobachteten, war der alte Hüter ärgertlich und in vollem Streite mit seiner würdigen, aber etwas jähzornigen Ehehälfte aus seinem Hause auf die Brücke gelaufen.
 Sein jähzig schwarzes, altes Sammetröppchen saß ihm ganz schief auf dem kahlen Kopfe und in seinem alten, von gesunder Rötthe überglänzten Gesicht spiegelte sich der lebhafteste Verdruß neben einem widerwilligen, humoristischen Lachen.
 „So ein alter Esel, wie ich bin! Wenn man will, daß die Weiber holt gehen sollen, so muß man sich rufen. Und ich Dummkopf sage der „Tippe“ mal wieder das Rechte!“ rief er ganz laut nach der Hausthür zurück.

Dort erschien Frau Hüter flüchtig in Nachtsack und Unterrock, über letzteren die Ruchenschürze gebunden und protestirte: „Ich leide nicht! Mach was du willst.“ Dann verschwand sie wieder. Vater Hüter schob sich sein Müßgen zurecht, lachte trotz seines Kergers in sich hinein, stemmte beide Arme in die Seite und wollte eben anfangen zu pfeifen, als er den Fremden sah, welcher mit einem eigenthümlichen Lächeln dastand und ihm ins Gesicht schaute.

„Ja, so sind sie!“ sagte der Fittschuster, ohne weiteres auf einiges Verständniß rechnend.
 „Das weiß man und doch lernt man sie nicht auskennen!“ antwortete amüßigt der andere.
 „Das hat der Teufel erdacht!“ lachte auch der Alte. „Ich studire darauf, so lange ich lebe, aber meine Alte weiß immer neue Melodien. Na, ist ja der Weiber Lebenswech, 'nen vernünftigen Mann verrückt zu machen! Meine Tippe kriegt's aber nicht fertig! Partout nicht! Rantippe war ein böses Weib,“ sing er an zu singen.
 Laut auf lachte der Fremde: „Hüser! noch ganz der alte. Das ist ja das Vieh von vor dreißig Jahren.“ (Fortf. folgt.)

Im Luftballon.

Ein französischer Militär-Luftschiffer aus dem letzten Kriege, Tiffander, hat jetzt seine Erinnerungen an jene Zeit veröffentlicht. Die Zgl. Wld. entnimmt demselben folgende interessante Episode:
 Am 20. Sept. 5 Uhr morgens, verließ Tiffander in einem kleinen und schwachen Ballon Paris, indem er außer einer großen Menge von Privatstücken für die Provinz wichtige, vertrauliche Schriftstücke der Regierung mit sich führte, die er im

Falle seiner glücklichen Landung dem Admiral Bourchion in Tours übergeben, jedoch vernichten sollte, wenn er die Gefahr, dem Feinde in die Hände zu fallen, unvermeidlich vor Augen läge. Der Wind trieb ihn in westlicher Richtung fort, und bald befand er sich über dem Hof von Versailles in einer Höhe von 1600 m, so daß er keine feindliche Kugel zu fürchten brauchte und in aller Gemüthsruhe die deutschen Offiziere und Soldaten, die sich dort hin- und herbewegten, durch ein Fernrohr beobachten

konnte. „Ich sehe aus Trianon Offiziere herankommen,“ kreischte Tiffander, die mit dem Augenblicke aus dem Nebel und mich lange betrachtete; von allen Seiten mochte sich eine gewisse Bewegung bemerkbar. Breußen ließen sich auf dem grünen Platen die Sonne auf dem Leib scheinen, auf demselben Platen, aber den einst Ludwig XIV. dahinschritt. Sie erbeben sich und richten ihre Köpfe nach meinem Ballon. Welche Freude empfand ich, indem ich an ihren Verger denke! „Hier habe ich Bräue, die ich nicht anfangen, und Despeisen, die ihr nicht leien werden,“ lachte ich zu mir selbst.
 Doch da fällt mir plötzlich ein, daß man mit sehntausend Exemplare einer in deutscher Sprache verfaßten und an das feindliche Heer gerichteten Proklamation mitgegeben hat. Ich ergreife eine Handvoll davon und werfe sie über Bord; ich sehe sie in der Luft hin- und herzanzen und langsam auf die Erde niederflattern. Zu wiederholten malen werfe ich im ganzen tanzend Stück hinab, indem ich den Rest meines Vorraths für die übrigen Breußen, denen ich auf meinem Wege begegnen könnte, aufspare. In wenigen einfachen Worten sagte diese Proklamation dem deutschen Heere, daß wir weder einen Kaiser noch einen König mehr hätten und daß wir uns, wenn sie zu vernünftig wären, uns nachzuahmen, gegenwärtig nicht mehr wie wilde Thiere tödten würden. — Mein Ballon hält sich auf 1600 m Höhe; ich brauche keine Handvoll Ballast auszuwerfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mein schlechtes Schiff ohne die außerordentliche Hilfe der Luft bald mit Schnellgeleit niederfallen würde und vielleicht mitten zwischen die Breußen. Indem ich Verfallens hinter mir lasse, schmebe ich über einem feinen Gebirg, dessen Namen und genaue Lage ich nicht kenne. An beiden Seiten einer breiteren Höhlung ist eine boppelte Reihe von Zelten aufgeschlagen, und kaum ist mein Ballon über dieses Zeltlager hinweggeglitten, als ich Soldaten bemerke, die sich in Reih und Glied aufstellen. Aus der Ferne sehe ich die Bajonnette glänzen; die Säbten erheben sich und speien mir ihre Wölbe inmitten einer Wolke von Rauch entgegen. Erst nach einigen Sekunden vernehme ich unter meinem Schiff das Geräusch der Bugeln und den Knall der Feuermaßen. Bald folgt eine zweite Salve und so weiter, bis mich der Wind aus dieser unglücklichen Gegend fortgetragen hat. Auf meine Feinde lasse ich als einzige Antwort einen wahren Regen von Proklamationen hinabfallen.

Ich habe stets in einer ziemlich bedeutenden Höhe auf eine sehr bemerkbare Weise den Einfluß des Vandrückes, aber dem er sich gerade befindet, an sich zu bemerken, wenn er über den Krebelswälden der Champagne schwebt, flüht er eine starke Hitzegerung, die Sonnenstrahlen werden bis zu ihm hinauf reflektirt. Er gleicht einem Spaziergänger, der im Sonnenchein an einer weißen Mauer entlangschreitet. Wenn er jedoch über einem Walde seine Füchden in der Luft zieht, wird er plötzlich von dem Gndruud erfaßender Abkühlung ergriffen, als wenn er zur Sommerzeit in einer Keller einträte. Viele Beobachtung machte ich von neuem, während ich in einer Höhe von 1420 m über den Wald von Houban dahinflehte. Und die Kälte, die ich nach senkender Höhe plötzlich empfinde, löst sich auf das Gas ihren Einfluß aus. Es füllt sich ab, zieht sich zusammen, und der Ballon neigt das Haupt nach dem Wald hin, als ob die Wärme ihn gerufen hätte. Will er sich wie ein Vogel auf die Zweige niederlassen?

Trotzdem ich einen Sad voll Ballast über Bord entleerte, zeigt mein Barometer mit an, daß ich immer tiefer falle; die Kälte

Bunte Zeitung.

• Eine praktische Neuerung im Eisenbahnwesen. Auf der vor kurzem eröffneten unterirdischen elektrischen Eisenbahn in London ließen namhafte betriebstechnische Verbesserungen im Gebrauch, welche der Bequemlichkeit des Publikums dienen und gleichzeitig das Bedienungspersonal zu entlasten also auch an Wohl zu vermindern geeignet sind. Das der Fahrpreis stets der gleiche ist, ohne Rücksicht auf die betretene Strecke, wurde schon früher erwähnt; die letzte Neuerung besteht darin, daß das Anzeigen der Stationsnamen durch ein einfaches mechanisches Mittel besorgt wird. In jedem Wagen sind bemalte Scheiben angebracht, auf welchen die verschiedenen Stationsnamen in großer Schrift erscheinen; sobald der Zug eine Station verläßt, dreht der Führer mit einem Handrad, in gleicher Zeit die Scheiben in sämtlichen Wagen so, daß der Name der nächstfolgenden Station sichtbar wird. Der Verkehr auf der neuen Linie ist in stetigem Wachsen begriffen und besetzte sich im Monat März auf täglich 16,000 Personen im Durchschnitt, was einer Tageszunahme von 3200 M. entspricht.

• Am Rande des Goldes. Dem Spießsaal in Monte Carlo widmet „Homo“ in „Welt“ eine prächtiche Schilderung Es weht eine eigenthümliche Luft in diesem Raum, schüßel, bezaubert und entzückt dabei, als wären unerschöpfliche Batterien von Glückseligkeit entladen, die Glückseligkeit aus höchster gepannten Menschenherzen. In vier manövrierten Hochhäusern wohnen an 8 bis 10 Tischen gespielt. Täglich bis sechshundert Spieler,

bringt mit sich auf die Knochen. Der Ballon fällt rasch auf 1000 Fuß auf 600 m hinab und noch immer tiefer. Um mich in einer Höhe von 500 m halten zu können, entleere ich noch drei Säcke Ballast. In diesen Augenblick bemerke ich unter mir eine Gruppe von Menschen. Großer Gott! Es sind Breußen und dort kommen noch neue. Wägen und andere Vieher ellen herbei, ich aber habe nur noch einen Sad Ballast. Mein letztes Bündel Proklamationen werfe ich hinab; der Ballon fällt jedoch schon viel Gas verloren und damit einen großen Theil seiner Auftriebskraft eingebüßt. Ich bestimme mich nur noch in einer Höhe von 420 m, eine Kugel könnte mich wohl erreichen. Zum Glück für mich ist der Wind stark, so daß ich wie ein Pfeil dahinfliege. Die Klauen fangen auch bald auf, mich zu verfolgen, ohne daß sie mir eine einzige Kugel nachschicken.“

Nachdem der französische Luftschiffer wenige Stunden später in einer von den deutschen Truppen unbesetzten Gegend glücklich gelandet war, begab er sich sofort nach Tours, wo dem Admiral Bourchion die Papiere der Regierung der belagerten Hauptstadt zu übergeben und ihm die Lage von Paris nach seinen Zuträffungen auszuhandeln. Am demselben Abend wurde er dem Minister rath vorgeführt und schreibt darüber mit den wenigen, aber charakteristischen Worten: „Frau Gremiez, die neben ihrem Gatten sitzt, wohnt der Sitzung teil und nimmt an den Beratungen theil. In meiner Gegenwart findet eine Erörterung zwischen den Mitgliebeten statt, und obwohl ich nicht zur bösen Nachrede veranlagt bin, kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß ich unter ihnen keinen Carnot entdeckte, der das Vaterland retten könnte.“

Am Schluß des Jahres 1870 finden vier Tiffander als Militär-Luftschiffer bei der Loire-Armee. Ueber den Mangel an Mannschaft sowohl unter den Offizieren wie unter den Soldaten machte er in Le Mans sehr traurige Beobachtungen und äußert sich in dieser Hinsicht mit den Worten: „Le Mans bietet einen merkwürdigen Anblick dar, besonders am Abend. Alle Cafés sind von Offizieren vollgeprobt und die Straßen voll von unruhigen Soldaten. Man hat um jeden Preis dieser Nothdurft der militärischen Mannschaft Einhalt gebieten müssen, und es sind dazu sieben strenge Maßregeln ergriffen worden. Patrouillen, aus Gendarmen bestehend, verhaften alle Soldaten und führen sie nach den Vorposten. Die Cafés und Gasthöfe werden ebenfalls von Gendarmen bewacht, die allen Offizieren, die nicht mit einem Erlaubnischein vom Majorcommandanten versehen sind, den Eintritt verwehren. An der table d'hôte werden die Offiziere, die mit uns zu Mittag speisen, von den Gendarmen aufgefordert, viele Karten vorzulegen. — Eine solche Überwachungsmaßnahme, denn die Aufhebung machte sich in allen Theilen des Landes bemerkbar. Die Offiziere, anstatt in ihren Kantonnementen zu bleiben, kamen in die Stadt, und die Soldaten ärgerten nicht, dem Beispiel ihrer Vorgesetzten nachzuahmen.“

Am 11. Jan. 1871, also am dem Tage, an dem Prinz Friedrich Karl den General Canby bei Le Mans angriff, entließ der französische Oberbefehlshaber an Tiffander den Befehl, sich für den folgenden Tag zur Beobachtung der Stellungen des Feindes mit seinem Ballon bereit zu halten; aber als er sich zur bestimmten Stunde nach dem Generalquartier begab, um nähere Befehle zu diesem Zweck entgegenzunehmen, erklärten ihm die dort anwesenden Offiziere, daß alle verloren sei und daß er sich, wenn er nicht mit seinem Ballon den Breußen in die Hände fallen wolle, rasch aus dem Staube machen möge.

deren ganzes Seelenleben in diesem Augenblick auf einen Punkt gerichtet ist, sitzen oder liegen an den langen grünen Schachbrettern. Man vernimmt kein Leben in dem Saale. Nur die Gruppen rufen in kurzen Intervallen trocken und geschäftig „no va pluss!“ medel rasend und durch ein darauffolgendes Kratzen, wie wenn neue Elektrizität ausgelöst wird, das Verlangen des verhängnisvollen Augenblickes. Und dann hört man das Rascheln von Hüfte erworbenen Billets so banque und das Klirren von Gold. Schallt mich, als wäre's gelohenes Wort, die goldene Ernte eingehemilt, die Empfindung schaukeln die Gemüthe ein, werden sie häufig in eine hauchige Holzschiffel, und gleich darauf schleudert der zählende Croupier den Gewinnern ihre Napoleons zu. Ein Jongleurkunststück, wie da jedem Genußmerker hat neben seinen Einlös auf drei Finger Entfernung ein Geldstück nach dem anderen aufliegt und sich zum und langt platt ein und andere hinlegt, gleichsam flimmernd. Mir pochte das Herz im Leibe, daß ich's hätte und eine ganz unglückliche Erfahrung ergab mich. Ich hatte lange zu sitzen, bis ich leben, und hören lernte, und ich begriff, daß man hier alle seine Sinne im Schmerz aufzumessen müsse, um nicht in den fatalen Augenblicke eines mechanisch geknarrten „un,“ „denk“ und „non“ gleich anfangs eint zu Grunde gehen. In der That war um mich herum alles Leben erloscht und nur die Augen lebten. Ich werde niemals Aufregenderes, Verdramatischeres erleben, als dieses Dionysus von über hundert funkelnden, stehenden, brennenden Augen, hundert Augen, aus welchen in einem gegebenen Augenblick alle

